

Wolfgang Küttler

Geschichte und Transdisziplinarität. Zur gesellschaftlichen Verantwortung der historischen Wissenschaften

Die Frage, welchen Anteil die Wissenschaften an der Lösung der existenziellen Probleme der Menschheit haben können und sollen, ist zu Beginn des 21. Jh.s dringlicher denn je geworden. Dabei geht es nicht nur um ein ethisches, politisches und soziales Problem, sondern je mehr Wissenschaft und Technologie alle Bereiche des Lebens der Menschen beeinflussen, desto stärker sind auch die Erkenntnisziele und damit die kognitive Tätigkeit selbst betroffen. Wenn folglich von der gesellschaftlichen Funktion und Verantwortung der Wissenschaft die Rede ist, so gilt das vor allem für die alle Disziplingrenzen übergreifende Aufgabe der Zukunftsorientierung im Prozess der gesellschaftlichen Entwicklung. Darin besteht auch der innere Zusammenhang von Verantwortung, Forschungsstrategie und praktischer Funktion im Hinblick auf die im folgenden Beitrag erörterte Problematik der Inter- und Transdisziplinarität, die nicht allein eine Angelegenheit der Natur- und Technikwissenschaften sein und bleiben kann.

So hat der Physiker Karl Lanius – ausgehend vornehmlich von Forschungen über den aktuellen Klimawandel und seine Folgen – die forschungsstrategische Seite der genannten Problematik auch für die historischen Wissenschaften angemahnt. Er greift dabei die Titelfrage der deutschen Übersetzung der Aufsatzsammlung ‚On History‘ von Eric Hobsbawm „Wieviel Geschichte braucht die Zukunft?“ auf (vgl. Hobsbawm 1998) und stellt sie als Frage mangelnder Transdisziplinarität an die Historiker: „Angesichts des Wandels, den gegenwärtig die Menschheit in den sozialen Beziehungen, in ihrer Lebenswelt, in ihrem globalen Sein erlebt, scheint mir die Forderung an den Historiker legitim, über die Grenzen seines Spezialgebiets hinauszusehen“; aber genau diese Bereitschaft, auch nur „die Grenzen des eigenen Arbeitsgebiets zu überschreiten“, sei häufig nicht erkennbar (Lanius 2009, S. 8). Mit diesen Aussagen ist die Spezifik der Aufgabe für die historischen Wissenschaften auf den Punkt gebracht: Es geht um das Verhältnis des praktischen Umgehens mit Geschichte im Geschichtsbewusstsein – in der Politik ebenso wie im Alltag der Menschen – im Verhältnis zu den Möglichkeiten und Grenzen der Geschichtsforschung und den notwendigen, im Sinne einer humanen Gestaltung der Zukunft an sie zu stellenden Anforderungen (vgl. Küttler 2008, bes. S. 325ff.).

In den folgenden Bemerkungen wird dieses umfassende Thema unter drei spezifischen Aspekten etwas näher beleuchtet – *erstens* im Hinblick auf die historisch und politisch konkreten Widerstände, *zweitens* hinsichtlich der kognitiven Möglichkeiten, Grenzen und Chancen und *drittens* im Bezug auf bereits in der Forschung zu beobachtende und darüber hinaus anzustrebende Inhalte einer entsprechenden inter- und transdisziplinären Forschung.

1.

Absichtlich beginne ich mit der in kognitiver Hinsicht eigentlich sekundären, von allgemeinen Erkenntnisproblemen abgeleiteten Frage, was den Blick über den Tellerrand verstellt oder trübt, d.h., was sowohl transdisziplinärer Forschung als auch der Wahrnehmung gesellschaftlicher Verantwortung im Wege steht. In dieser Hinsicht scheinen in der Tat zunächst die von den Eigenheiten der Geschichtswissenschaft und Historiographie ausgehenden Hindernisse zu überwiegen. Denn seitens der Historiker versperren oder behindern oft schon die Besonderheiten ihres subjektiven Fachverständnisses den Zugang zu übergreifenden allgemeinen Fragen. Warum das so ist, beschreibt Hobsbawm im Vorwort der erwähnten Aufsatzsammlung nicht ohne Ironie: Zwar könnten auch „philosophisch wenig interessierte Historiker [...] allgemeines Nachdenken über ihr Fach kaum vermeiden“. Sie würden es aber meistens nicht gerne tun, denn die entsprechende öffentliche Nachfrage „läßt sich leichter durch allgemeine Ausführungen befriedigen als durch konkrete Forschung [...] Theoretiker aller Art umkreisen die friedlichen Herden der Historiker, während diese die üppigen Weiden ihrer Primärquellen abgrasen oder die Publikationen von Kollegen wiederkauen“ (Hobsbawm 1998, S. 7).

Hier sind Probleme sehr unterschiedlicher Art angesprochen, die wichtige von der Arbeitsweise bedingte Eigenheiten des Fachbetriebs der Historiker aller Richtungen betreffen: die Sorge, sich jenseits der Reichweite konkreter, quellengestützter Forschung auf unhistorische Generalisierungen einzulassen, die Liebe zum Detail und die Abhängigkeit von ausreichendem Quellenmaterial. Aber schon die Fixierung auf den disziplinären Disput ist nicht mehr alleiniges Merkmal der geschichtswissenschaftlichen Expertengemeinschaft, und in der Fortsetzung seiner Reflexion wendet sich Hobsbawm dann auch einem Problem zu, dessen Bedeutung ganz allgemein über die Reihen der Historiker hinausweist – dem Zusammenhang des innerwissenschaftlichen Meinungsstreits mit politischen Interessen und ideologischen Kämpfen: „Manchmal sehen sich freilich selbst die friedfertigsten unter ihnen gezwungen, sich ihren Angreifern entgegenzustellen.“ Und sie scheuten auch selbst den Kampf nicht, „zumindest nicht, wenn es um die Arbeit von Kollegen geht. Einige der spektakulärsten akademischen Kontroversen sind auf ihren Schlachtfeldern ausgetragen worden.“ (Hobsbawm 1998, S. 7).

Für unser Thema wichtig ist vor allem, dass diese Schlachten, wie Hobsbawm selbst z.B. an den Auseinandersetzungen über die Jugoslawienkriege der 1990er Jahre schildert (vgl. Hobsbawm 1998, S. 303ff.), zumeist auf politischem Terrain geschlagen werden, dass also die Politik den freiwilligen oder erzwungenen, direkten oder indirekten Interventionen der Historiker in den gesellschaftlichen Perspektivenstreit Inhalt und Richtung verleiht. Auf diese Weise verbindet sich historiographischer Richtungsstreit mehr oder weniger stets mit dem Kampf um die ideologische Deutungshoheit über die Geschichte, wie z.B. der westdeutsche Historikerstreit 1986/87 um die Beurteilung des NS-Regimes und die aktuellen Debatten über die DDR deutlich zeigen. In diesen Fällen gerät die Geschichtswissenschaft in Gefahr oder ist absichtlich daran beteiligt, für die Geschichtspolitik in den Dienst genommen und zum Instrument dieser oder jener Politik zu werden. Die Frage ist dabei nicht mehr das interne Werkstattproblem, ob sich die Historiker mit allgemeinen Fragen befassen sollen bzw. ob sie sich gern oder ungern darauf einlassen, sondern wie und in wessen Interesse sie das tun.

Aber dieses bei den Historikern sicher häufiger als bei den Naturwissenschaftlern vorkommende oft direkte Eingebundensein in der Parteien Gunst und Hass ist, was das hier zu erörternde Problem der Verantwortung für die Zukunftsorientierung der menschlichen Zivilisation angeht, nicht der entscheidende Distanz schaffende Unterschied. Denn seit die Wissenschaft durch die Dyna-

mik des Kapitalismus immer mehr zur unmittelbaren Produktivkraft geworden ist, sind auch die Naturwissenschaften wegen ihrer wachsenden Bedeutung für ökonomische, politische und ganz besonders auch militärische Entscheidungen immer mehr in gesellschaftliche Interessenbindungen verwickelt und zwar auch, was forschungsrelevante Fragen unmittelbar betrifft. Die Kontroversen über die Konsequenzen der Darwinschen Evolutionstheorie, der Eugenik (vgl. Mocek 2008) und der Atomphysik im Hinblick auf die Entwicklung der Atom- und Wasserstoffbombe (vgl. Flach/Fuchs-Kittowski 2008) mögen hier als Beispiele genügen. Dass dadurch der Blick auf die von Lanius aufgeworfenen globalen Probleme entweder ganz verstellt oder in Richtungen gelenkt wird, die mehr der Legitimation aktueller Politik oder auch engeren lobbyistischen Interessen als tragfähigen Lösungen allgemeiner Zukunftsprobleme der Menschheit dienen, ist somit kein Alleinstellungsmerkmal der historischen Wissenschaften. Natur- und Technikwissenschaftler haben oft als Experten, Gutachter und Teilnehmer am öffentlichen Disput nicht geringere, sondern eher größere Verantwortung für soziokulturelle Entscheidungsprozesse, und die Rolle, die sie dabei spielen, wird in beträchtlichem Maße auch von ihren vielfältigen außerwissenschaftlichen Interessenbindungen beeinflusst. Zwar sind die hauptsächlichen Bindeglieder und Anknüpfungspunkte jeweils andere – hier die ideologische Legitimation, da die technische Effizienz politischer und militärischer Macht. Aber auch hier gibt es Schnittmengen, denn die technologische Seite der Produktivkräfte ist immer auch ein Element des Bildes vom Menschen und seinen Möglichkeiten – was wiederum das jeweilige Geschichtsdenken und damit auch die leitenden Haltungen der Geschichtsforschung beeinflusst. Umgekehrt sind die Naturwissenschaften nicht nur im Hinblick auf die weltanschauliche Deutung ihrer Ergebnisse, sondern auch wegen ihrer Abhängigkeit vom Entwicklungsstand und der strukturellen Beschaffenheit der jeweiligen Gesellschaft abhängig.

Insofern betrifft das Problem nicht nur wegen des ethischen Anspruchs einer gemeinsamen gesellschaftlich-kulturellen Verantwortung, sondern auch wegen ihrer objektiven Rolle in den geschichtlichen Prozessen, ihren Widersprüchen und Konflikten alle Wissenschaften, die „humanities“ ebenso wie die „hard sciences“ (vgl. Hörz 2007). Neue Ansätze der allgemeinen Wissenschaftsgeschichte verweisen über die Historisierung und kulturgeschichtliche Kontextualisierung der Entwicklung auch der Naturwissenschaften auf diese Gemeinsamkeit der gesellschaftspraktischen Funktion wissenschaftlicher Tätigkeit überhaupt (vgl. Hagner 2001).

Interdisziplinäre Kooperationsbereitschaft einerseits und Fachegoismus andererseits heißt somit zwar die Alternative, wenn es darum geht, ob generell allgemeine Perspektiven bewusst wahrgenommen werden und Zukunftsfragen der Menschheit eine Rolle für die operative Arbeit der Forscher spielen oder nicht. Aber damit ist noch nichts darüber gesagt, ob im Falle praktischer Einmischung auch Lösungen angestrebt und gefunden werden, die wirklich der Bewältigung existenzieller Menschheitsprobleme dienen, und – was in den aktuellen Grundlagendebatten besonders ins Gewicht fällt – ob eine solche auf Wissenschaft gestützte Zukunftsgestaltung nach den Enttäuschungen mit den Fortschrittsprojekten der Moderne seit der Aufklärung überhaupt möglich und wünschenswert ist.

Diese immer wiederkehrenden Zweifel und Unsicherheiten haben damit zu tun, dass zu den grundsätzlichen Besonderheiten der mit Geschichte und Gesellschaft befassten Wissenschaften die gegenstandsbedingte forschungsinterne Relevanz der jeweiligen sozialen, politischen und kulturellen Perspektivenbindung gehört. Bei den Geschichtswissenschaften ist diese unbestritten integraler Bestandteil ihrer Methodologie wie auch ihrer Forschungsziele und -resultate, seit mit Renaissance und Aufklärung die Geschichte als Menschenwerk und als wissenschaftlich erforsch-

barer Gegenstand angesehen wurde (vgl. Küttler/Rüsen/Schulin 1994). Das Ideal des traditionellen Historismus, der Historiker müsse die eigenen Vorurteile weitgehend auslöschen und sei nur der Erforschung der Geschichte an sich verpflichtet, schloss gerade mit der hier implizierten Wesensfrage sehr wohl bestimmte – bürgerlich-nationale – Interessenbindungen ein (vgl. Jaeger/Rüsen 1992, S. 41ff.). Diese wurden damit nicht als etwas den Erkenntniszielen und -resultaten gegenüber Äußerliches, sondern vielmehr gegenstandsbedingt als deren integrales Element angesehen. Max Webers Wertfreiheitspostulat hob später die Verbindung beider Seiten keineswegs auf, sondern projizierte die „Wertbeziehung“ vielmehr in die idealtypische Theoriebildung, deren Status bei ihm letztlich in der Schwebelage zwischen empirischer Realitätsbeziehung und konstruierter ideeller Konzeptualisierung des geschichtlichen Stoffs bleibt (vgl. Weber 1982a, S. 146ff., 190ff.). Karl Marx sah die Grundlage der Perspektivität dagegen in den praktischen Produktions- und Reproduktionsbedingungen und verband die Immanenz von Interessenbindungen in aller Wissenschaft von der Geschichte mit dem Anspruch, dass realitätsadäquate Erkenntnis der gesellschaftlichen Entwicklung die Grundlage ihrer praktischen Gestaltung durch die progressive Klasse des Proletariats sein werde (vgl. Marx 1969, S. 5ff.). Hier wird die künftige Emanzipation des Menschen als natürliches und soziales Wesens direkt zur kognitiven Aufgabe und Verpflichtung (vgl. Marx 1959, S. 143).

Das Meinungsspektrum reicht somit von der völligen Ablehnung bis zur Gewissheit, mit wissenschaftlicher Geschichtserkenntnis auch den Schlüssel für eine richtige Zukunftsgestaltung zu besitzen. Dabei laufen die vielen Negierungen und Relativierungen der Erkenntnismöglichkeiten der Geschichtswissenschaften letztlich darauf hinaus, Bestehendes zu sanktionieren oder zumindest unangetastet zu lassen. Auf der anderen Seite hat die Position wissenschaftlicher Geschichtsauffassung keineswegs vor folgenschweren Fehldiagnosen bewahrt, wie die Entwicklung der Geschichts- und Sozialwissenschaften in den sozialistischen Ländern im Zeichen des Marxismus-Leninismus zeigt. Generell verstärken sich Unsicherheit und Skepsis durch die oben schon ange deuteten ideologisch bedingten Verzerrungen bei der Nutzung des vorhandenen Instrumentariums, aus denen viele Irrtümer praktizierter Prognoseversuche resultieren, mit denen sich nicht nur die Historiker, sondern auch die Soziologen und Ökonomen schon oft blamiert haben und es weiterhin tun. Dafür ist die aktuelle Finanz- und Wirtschaftskrise ein drastisches Beispiel – und dies trotz randständiger Mahnungen kritischer Ökonomen, d.h. bei interessenbedingter Ignoranz gegenüber den Möglichkeiten des vorhandenen Instrumentariums der eigenen Wissenschaft. Nach den Erfahrungen des 20. Jh.s haben berechnete kritische Einsichten in die Verstrickungen der Wissenschaften beider Bereiche in die katastrophalen Fehlentwicklungen des 20. Jh.s schließlich dazu geführt, dass der postmoderne Zeitgeist seit den 1980er Jahren den Erkenntniswert der Wissenschaften zumindest im Bezug auf ihre Theoriefähigkeit überhaupt mehr und mehr in Frage stellte (vgl. White 1987).

2.

Damit ist zweitens die Frage nach den Möglichkeiten der zukunftsorientierenden Synthese als wissenschaftstheoretisches und gnoseologisches Grundlagenproblem einer Kooperation von Geschichts- und Naturwissenschaften aufgeworfen. Bei der Verbindung von Geschichte und Zukunft im Sinne der Verantwortung speziell der mit Geschichte, Kultur und Gesellschaft befassten Wissenschaften geht es zunächst ganz allgemein um die Prognosefähigkeit der Menschen bei der praktischen Gestaltung ihres Lebens. In dieser Hinsicht sind für alle Wissenschaftsbereiche gleichermaßen allgemeine Erkenntnisstrahlen bei der Prognose der Entwicklung komplexer Systeme

me zu berücksichtigen. Lanius warnt sehr zu Recht davor anzunehmen, wir könnten die Zukunft komplexer Systeme langfristig voraussagen (vgl. Lanius 2005, bes. S. 427), was schon für Naturwissenschaften wie die Meteorologie und systematische Wissenschaftsdisziplinen von Gesellschaft und Kultur, erst recht aber für konkrete Konstellationen und Entscheidungen im gesellschaftlich-kulturellen Geschehen als Gegenstand der Geschichtswissenschaft zutrifft (vgl. Hörz 1994). Unsere noch so gut gesicherten Prognosen beruhen auch im Hinblick auf Naturprozesse immer nur auf mehr oder weniger komplexen, d.h. auch die Gegenläufigkeit, Verflechtung und Überlagerung von Entwicklungsrichtungen so weit wie möglich einbeziehenden Modellen.

Es sind sehr ungleiche Dimensionen von Gegenstandsfeldern, die in Beziehung gesetzt werden müssen, wenn der Normalhistoriker Anschlussstellen und -probleme zu den großen allgemeinen Fragen der gesamten Kultur- und Zivilisationsgeschichte, erst recht aber zu erdgeschichtlichen Veränderungen auch nur während der gesamten Zeit der Herausbildung und Entwicklung des *homo sapiens sapiens* ermitteln soll. Etwa 5.000 Jahre stehen hier mindestens 150.000 Jahren oder noch viel größeren Zeiträumen gegenüber, falls auch die Vorgeschichte der Menschwerdung einbezogen wird (vgl. Herrmann 2009).

Die Historiker erforschen und gestalten ihren Stoff in vieler Hinsicht weit unterhalb der Ebene, auf der Natur- und Menschengeschichte gemeinsam unter dem Aspekt der Zukunftsgestaltung reflektiert und entsprechende konkrete – zumeist disziplinübergreifende – Probleme erforscht werden. Das gilt vor allem für mittelfristige Prozesse, kurzfristige Entscheidungen und Veränderungen, Handlungsmotive der Akteure, Biographien usw. Aber auch, wenn langfristig bestehende Strukturen und Entwicklungsprozesse der Gegenstand sind – wie bei der Sozial- und Kulturgeschichte – gibt es zumeist wenig direkte Beziehungen zu übergreifenden Problemen der Umwelt, des Klimas usw.

Das heißt aber nicht, dass die Geschichte generell und auch in diesen spezifischen Fragen nichts zur Prognose beitragen kann und daher höchstens für wertbezogene, im weitesten Sinne ideologische Fragen der Verantwortung für die jeweilige Geschichtskultur zuständig sein könne. Die Historiker, schreibt Hobsbawm, könnten zum Nachdenken über die Zukunft durch historisch begründete Prognosekritik ebenso wie durch konkrete Trendanalysen durchaus Wertvolles auch zu einer wissenschaftlich begründeten Zukunftsorientierung beisteuern: „Man wird ihnen nicht viel Gehör schenken. Das gehört nun mal zur Geschichte. Aber vielleicht würde man ihnen ein bißchen mehr zuhören, wenn sie mehr Zeit darauf verwendeten, ihre Fähigkeit, etwas über die Zukunft zu sagen, einzuschätzen und zu verbessern und etwas wirkungsvoller Reklame dafür zu machen.“ (Hobsbawm 1998, S. 80ff.).

Wenn geschichtliches Wissen jenseits von Moral- und Glaubensfragen, wie sie Siegfried Wollgast (Wollgast 2009) als für alle Wissenschaften wesentliches Element diskutiert, in diesem Sinne etwas für realistisches Streben nach Veränderungen leisten soll, das geeignet ist, katastrophalen Fehlentwicklungen entgegenzuwirken, dann ist vor allem Theorie gefragt, mit deren Hilfe aus der Erforschung vergangener und aktueller Geschichtsprozesse Möglichkeiten künftigen Geschehens abgeleitet werden können. Friedrich Engels betont in dieser Hinsicht den Tendenzcharakter der Wirkung gesellschaftlicher Gesetze (Engels 1968, S. 431). Weber betrachtet die Notwendigkeit theoretischer Orientierung – wenn auch von anderen gnoseologischen Positionen ausgehend – ebenfalls unter dem Aspekten der kurz- und langfristigen Folgen von Entscheidungen in der Vergangenheit, die er als gelernter Jurist mit der in der Kriminalistik wichtigen Kategorie der objektiven Möglichkeit zu erfassen sucht (vgl. Weber 1982b). Etwas anderes vermögen ja auch die Naturwissenschaftler – wenngleich mit besser fundierten Modellen künftiger Szenarien, z.B. des

Klimawandels – nicht, wenn sie sich mit der Naturgeschichte als solcher und nicht mit Naturgesetzen befassen.

Speziell für die historischen Wissenschaften kompliziert sich diese Schwierigkeit noch erheblich dadurch, dass sie hier unmittelbar mit dem uralten Streit um ihre Theoriefähigkeit verbunden ist. In diesem Zusammenhang ist die Verbindung von Geschichte und Zukunft seit jeher sehr problematisch und wurde immer äußerst kontrovers diskutiert, zumal in diesem Zusammenhang schon die an sich trivial erscheinende Aussage, dass Geschichte als realer Prozess über den Moment der Gegenwart auf vielfältige Weise in die Zukunft übergeht, und darüber hinaus sogar der Realitätsbezug des Geschichtsdenkens an sich nicht selbstverständlich ist (vgl. Eichhorn 2008) – ganz abgesehen von der oben schon skizzierten häufig zu beobachtenden direkten Ideologieabhängigkeit und ihren Folgen.

Zweifellos sind die Prognosemöglichkeiten der Geschichtswissenschaft auch dann sehr begrenzt, wenn wir ihre Theoriefähigkeit – wenn auch im Sinne eines weitgefassten Verständnisses von Theorien in den unterschiedlichen Wissenschaftsbereichen – entschieden bejahen. Aber auf dieser Grundlage und vor allem bei interdisziplinärer Kooperation sind die entsprechenden Möglichkeiten der historischen Wissenschaften doch noch sehr erweiterungsfähig. Die zu Recht verlangte Inter- und Transdisziplinarität setzt immer ein theoretisches Verständnis der eigenen Arbeit und die Öffnung zu philosophischen Fragen voraus. Ohne diese Voraussetzung können Zukunfts- und Existenzfragen der Gesellschaft und Kultur als Ganzes überhaupt nicht als relevant erkannt werden.

3.

Entscheidend ist dabei drittens, welche geschichtlichen Erkenntnisse in den Auseinandersetzungen um die gesellschaftlichen, kulturellen und ökologischen Perspektiven gefragt sind und wie sie trotz der vorstehend skizzierten Widerstände progressiv wirksam werden können.

Die Fähigkeit zu tragfähigen Zukunftsprojektionen setzt hier vor und natürlich zusammen mit aller notwendigen inter- und transdisziplinären Kooperation voraus, dass sich die Historiker, Soziologen und Ökonomen überhaupt mit ganzheitlichen Entwicklungen von Gesellschaft und Kultur befassen, diese als erkennbare Gegenstände anerkennen und das gewonnene Wissen kritisch einzusetzen bereit sind. Wie schon erwähnt, ist dies eine unabdingbare Voraussetzung für die hier zu diskutierende Verbindung von Erkenntnis und Verantwortung überhaupt und speziell im Hinblick auf die Geschichte der Menschen – der Einzelnen wie der großen Gemeinschaften und der gesamten Menschheit.

Andererseits ist dies auch eine Frage des Fachverständnisses der Naturwissenschaften im Hinblick auf die Wandlungen ihrer eigenen Grundlagen, d.h. des Bewusstseins von deren Veränderlichkeit (vgl. Daston 2001). Das bedeutet auch, dass die Naturwissenschaftler ihre gesellschaftliche Verantwortung nicht als etwas für ihre Wissenschaft Externes betrachten, sondern in ihre Forschungsorientierung und -ziele zumindest im Hinblick auf Prioritäten und Grenzen des im Interesse der Menschen Machbaren mit einbeziehen.

Diese notwendige Annäherung wird auf beiden Seiten durch die Konsequenzen der postmodernen Erkenntnis- und Wissenschaftskritik erschwert, die – wenn auch längst nicht mehr so dominant wie in den 1990er Jahren – doch das erkenntnistheoretische Verhältnis zur natürlichen und kulturellen Realität wesentlich verändert hat (vgl. Schultz 2009).

Die Aufgabe einer Synthese von Geschichts- und Zukunftsorientierung muss ebenso wie die dabei zu beachtenden Schwierigkeiten im Kontext der gesamten Gesellschafts- und Wissenschaftsentwicklung vor allem während des großen „Erdrutsches“ seit den 1970er Jahren des 20. Jh.s gesehen werden (vgl. Hobsbawm 1994, S. 593ff.). Die seitdem sich vollziehenden Umwälzungen in allen Lebensbereichen haben mit existenziellen Gegenwarts- und Zukunftsproblemen auch neue Fragen an die Vergangenheit deutlich werden lassen. Wolfgang Eichhorn sieht es generell als Grundzug der Verbindung von Geschichte und Zukunft an, dass im fortschreitenden geschichtlichen Prozess unterschiedliche Kontinuitäten und Brüche der Vergangenheit für die praktische Orientierung der Menschen aktualisiert werden und dass dadurch sich das jeweilige Handlungsfeld durch neu erkannte objektive Möglichkeiten erweitert (vgl. Eichhorn 2009). Diesen Zusammenhang betrachtet Lanius in seinem Buch über ‚Weltbilder‘ unter dem Aspekt, wie sich die Vorstellungen der Menschen über sich selbst, ihr Zusammenleben und ihr Verhältnis zur Natur entwickelten (vgl. Lanius 2005). Er relativiert dabei nachdrücklich das Gefühl der Überlegenheit der Moderne gegenüber den alten Kulturen und auch den Formen der Weltaneignung sowie -anpassung in ursprünglichen ‚primitiven‘ Gemeinwesen, was eine dem betreffenden Entwicklungsstand angemessenen Balance von gesellschaftlicher Organisation und Naturbeziehung betrifft. Forschungen zur Struktur solcher ursprünglichen Gemeinwesen bestätigen diese Auffassung (vgl. Lambrecht/Tjaden/Tjaden-Steinhauer 1998).

Zugleich macht Lanius deutlich, wie sehr die kapitalistisch bestimmte Neuzeit das Gleichgewicht zwischen menschlicher Kultur und Natur bedroht und wie schließlich die dadurch von den Menschen selbst hervorgerufene Existenzgefährdung durch die noch weit tiefer einschneidenden Veränderungen seit dem letzten Drittel des 20. Jh.s in präzedenzloser Weise eskalieren. In einer Situation, in der sich die Menschheit in dramatischer Weise „auf Kollisionskurs mit der Umwelt“ befindet, sei dies eine wesentliche Voraussetzung dafür, wie wir unser Wissen zu ihrer Rettung einsetzen können (vgl. Lanius 2005, S. 372).

Was die Geschichtswissenschaften im weitesten Sinne, d.h. alle Disziplinen, die sich mit der Entwicklung von Kultur und Gesellschaft befassen, angeht, so ist mit der Frage nach den Weltbildern in Vergangenheit und Gegenwart in der Tat ein zentraler Punkt produktiver Interdisziplinarität mit den Forschungen zur Naturgeschichte insbesondere in den Bio- und Geowissenschaften getroffen. Nicht nur die Weltbilder vergangener Epochen und der Moderne, sondern auch die jeweilige Perspektivenabhängigkeit von Philosophie und Wissenschaft selbst gehören zum Gegenstand geschichtlicher Forschung. Insofern erfordert ein übergreifendes, transdisziplinäres Problembewusstsein von den Historikern eine beträchtliche Erweiterung ihres Forschungsspektrums, was die Zusammenhänge von Ökonomie, Sozialstrukturen, Politik, Kultur und Naturbeziehung in unterschiedlichen gesellschaftlichen Zusammenhängen angeht (vgl. Tjaden-Steinhauer/Tjaden 2001).

Dabei wird deutlich, dass mit dem zivilisatorischen Fortschritt keineswegs immer eine höhere Qualität der Fähigkeit der betreffenden Kulturen einhergeht, ihre soziale Organisation, ihre Umweltbeziehungen und deren wechselseitiges Zusammenspiel so zu gestalten, dass sie den Anforderungen nachhaltiger Existenzsicherung unter sich verändernden Bedingungen entsprechen konnten. Dafür war und ist heute im Zeitalter der sogenannten Globalisierung um so mehr entscheidend, wie Gesellschafts- und Umweltprobleme auf dem jeweils erreichten Stand der Produktivkräfte und ihrer möglichen konstruktiven wie destruktiven Wirkungen behandelt werden. Ursprüngliche Gemeinschaften konnten sich auf primitivem Zivilisationsniveau lange Zeit stabil entwickeln, weil sie in den Grenzen ihrer Möglichkeiten den Ausgleich ihrer inneren Struktur und

ihrer natürlichen Umwelt bewahrten, wie sich u.a. an der frühen Siedlungsgeschichte im Verhältnis zum Klimawandel zeigen lässt (vgl. Jäger 2009). Komplizierte Hochkulturen der vorkapitalistischen Gesellschaftsentwicklung dagegen scheiterten oft auch daran, dass ihre Herrschaftsverhältnisse eben dieses Gleichgewicht nicht mehr garantierten, so dass gestörte Umweltbeziehungen und innere Gegensätze zusammen zu ihrem Untergang führten.

Im modernen Kapitalismus herrschte seit der wissenschaftlichen Revolution des 17. Jh.s und der Aufklärung die Vorstellung, die Menschheit könne durch den wissenschaftlich-technischen und zivilisatorischen Fortschritt ihre Naturbeherrschung unbegrenzt zur eigenen Existenzsicherung steigern. Marxismus und Arbeiterbewegung hielten unter der Bedingung, dass die gesellschaftlichen Widersprüche des Kapitalismus als Ursache umweltzerstörerischer Tendenzen überwunden werden, im Prinzip an dieser Perspektive fest. Der – wie auch immer berechtigt – auf dieser Gewissheit begründete Versuch einer sozialistischen Alternative hat diese Lösung der komplexen sozialen, ökonomischen und ökologischen Existenzprobleme jedoch nicht erreicht. Unter den konkreten Umständen der daraus erwachsenden Beziehung von Weltbild, Politik, Herrschaft und Gesellschaft war er dagegen selbst an Fehlentwicklungen des „Zeitalters der Extreme“ wesentlich beteiligt. Der schließlich mit dem Scheitern der Alternative verstärkte postmoderne Erkenntniszweifel, der ursprünglich eher in der Kritik von links, aus der Perspektive der enttäuschten 1968er-Bewegung in Frankreich, gegen den Totalitätsanspruch von Weltbildern und großen Erzählungen angetreten ist (vgl. Lyotard 1987, bes. S. 241ff., 251ff.), fördert dagegen letztlich ein Welt- und Menschenbild, das eher den Interessen des entfesselten globalen Kapitalismus entspricht. Indem die Validität der Wissenschaften generell in Frage gestellt wird, wie vor allem in Frankreich selbst sehr kritisch vermerkt wurde (vgl. Sokal/Bricmont 1999), werden letztlich auf allen Wissensgebieten und auch in der Politik Initiativen gelähmt oder behindert, die geeignet wären, der fortschreitenden komplexen Gesellschafts-, Kultur- und Ökologiekrise Einhalt zu gebieten. In dieser Hinsicht wirken die im ersten Abschnitt skizzierten Besonderheiten von Geschichtsinteresse und Geschichtswissenschaft wie auch die interessenbedingte Konjunkturabhängigkeit aller Wissenschaften, kurz: ihre wachsende Ideologisierung, kontraproduktiv.

Andererseits wird in letzter Zeit vor allem von der Seite der Wissenschaftsgeschichte, die bisher zumeist als Geschichte der Naturwissenschaften betrieben wird, die Frage des ‚Tellerrandes‘ auch für letztere im Hinblick auf ihren jeweiligen soziokulturellen Kontext gestellt. Diese Annäherung ist fruchtbar, wenn sie ein gemeinsames konstruktives Erkenntnisinteresse fördert und damit neue Forschungsfelder erschließen hilft (vgl. Laitko 2008, S. 289ff.). Sie hat aber auch im Zusammenhang mit postmoderner Kultur-, Aufklärungs- und Wissenschaftskritik zu kontraproduktiven Tendenzen geführt, den praktischen Geltungsanspruch der Wissenschaft unter dem Blickwinkel seines möglichen und oft genug praktizierten Missbrauchs überhaupt in Frage zu stellen.

Zweifellos gibt es sich annähernde Forschungsentwicklungen der Kultur- und Naturgeschichte, nicht nur in der Archäologie, sondern auch innerhalb des Zeitraums, für den wir schriftliche Quellen besitzen. Zu denken ist an den Einfluss natürlicher Umweltveränderungen auf Aufstieg und Zerfall früher Hochkulturen und der Großreiche der Antike und des Mittelalters, an die Zusammenführung sozialökonomischer, demographischer, ökologischer, familien- und geschlechtsspezifischer Fragen für eine komplexe Analyse von Gesellschaftsordnungen, an die Untersuchung von Vorformen bzw. ersten Schüben der Globalisierung in früheren Epochen, an die Bedingungen der Rohstoff- und Energieversorgung, kurz: überhaupt an die natürlichen Bedingungen und Quellen der Produktivkraftentwicklung. Zu in transdisziplinärer Hinsicht wichtigen Forschungsrichtungen gehören Archäologie, Technik- und Umweltgeschichte, Historische Geographie,

Ethnologie sowie Global-, Alltags- und Frauen- bzw. Geschlechtergeschichte (vgl. Goertz 2007). Wichtig ist zu betonen, dass in allen Fällen aus neuen Konstellationen auch neue Fragen an die Geschichte resultieren und deren Untersuchung wieder zu überraschenden Einsichten in Zukunftsprojektionen führen können.

Die wichtigste Schnittmenge für historische Analysen und Zukunftsprojektionen ergibt sich aber aus jenen zwei Jahrhunderten, die seit der Industriellen Revolution vergangen sind, und noch mehr aus den Veränderungen seit Mitte des 20. Jh.s., denn hier erst beginnt jene völlig neue Qualität der Eingriffe des Menschen in seine Umwelt und schließlich in seine eigene biologische Entwicklung, die uns zwingen, über die Grenzen nicht nur des ökonomischen Wachstums, sondern auch über die Richtung des wissenschaftlichen Fortschritts nachzudenken. Darin besteht allgemein überhaupt die neue Qualität der Verantwortung der Wissenschaften; für die historischen Disziplinen gilt dies in allen vorstehend diskutierten Aspekten in besonderem Maße, und für die Natur- und Technikwissenschaften ergibt sich umgekehrt die akute Anforderung, geschichtlichen Fragen, d.h. dem soziokulturellen Kontext ihrer Forschung und deren Anwendung, größere Aufmerksamkeit zu schenken.

Konzeptionell sind hierzu m.E. Analyse und Kritik jener Gesellschaftsformation, die dafür verantwortlich ist, nämlich des Kapitalismus, eine ureigenste Aufgabe der Gesellschaftswissenschaften. Gegenwärtige Interessenlagen in der etablierten Wissenschaft wirken auf vielen Feldern aber gegenläufig.

Es besteht inzwischen weit über linke Kapitalismus-Kritiker hinaus Konsens darüber, dass die im globalen Kapitalismus herrschenden Verhältnisse so nicht zukunftsfähig sind, und zwar bis hinein in das von ihnen in den entwickelten Industrieländern bedingte und von da aus weltweit expandierende und zugleich heftige Widerstände provozierende Menschenbild. Die Alternative heißt also Veränderung durch globale Gesellschaftsgestaltung – darin besteht die vernünftige Richtung der Kritik an der Form der Globalisierung – oder durch spontan hereinbrechende Umwälzungen, eingeschlossen die Möglichkeit der Selbstvernichtung oder mindestens verheerender Substanzverluste der menschlichen Zivilisation.

Dabei nützen noch so kritische Allgemeinaussagen wenig, wenn sie nicht im Kleinen und im Großen überzeugende Forschungsansätze zur Lösung dringlicher Probleme resümieren und sich mit praktisch eingreifenden sozialen Bewegungen verknüpfen. Eine komplexe Erkenntnisentwicklung müsste in dieser Richtung ganz anders verlaufen als auf dem heutigen Wissenschaftsmarkt üblich, wo in den ‚Geisteswissenschaften‘ Moden und Trends sich nach Angebot und Nachfrage bzw. deren Manipulation richten und Profilierungsbedürfnisse vor Erkenntniszusammenhängen beachtet werden (vgl. Jordan 2008).

Zusammenfassend ist festzustellen: Wichtig ist das Erkennen interdisziplinär relevanter Anschlussstellen, die sowohl den Einsatz bereits verfügbaren Wissens ermöglichen als auch – was weitaus wichtiger ist – zur Formulierung disziplinübergreifender Forschungsprobleme anregen. Um diese ‚Rezeptoren‘ erfolgreich nutzen zu können, ist jedoch eine fortwährende Fundierung der einzelnen Disziplinen unverzichtbar. Daher setzt jede Grenzüberschreitung zugleich Abgrenzung der Eigenart der Disziplinen bzw. Fachgebiete voraus. Das ist besonders dann zu beachten, wenn als ‚transdisziplinäre Konsequenz‘ interdisziplinärer Forschung auch an den Grenzen *zwischen* Natur- und Gesellschaftswissenschaften neue Disziplinen bzw. Fachgebiete entstehen. – Genuine Aufgabe von Wissenschaftsakademien und anderen a priori multidisziplinär konstituierter Gelehrtensozietäten ist es, diesen Prozess der Wissens- und Wissenschaftsevolution zu initiieren und zu fördern.

Literatur

- Banse, G.; Reher, E.-O. (Hg.) (2008): Allgemeine Technologie. Verallgemeinertes Fachwissen und konkretisiertes Orientierungswissen zur Technologie. Berlin (Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin, Bd. 99)
- Daston, L. (2001): Die Kultur der wissenschaftlichen Objektivität. In: Hagner, M. (Hg.): Ansichten der Wissenschaftsgeschichte. Frankfurt am Main, S. 137-158
- Eichhorn, W. (2008): Geschichtliche Realität und Geschichtserkenntnis. In: Eichhorn, W.; Küttler, W. (Hg.): Was ist Geschichte. Aktuelle Entwicklungstendenzen von Geschichtsphilosophie und Geschichtswissenschaft. Berlin, S. 11-38 (Abhandlungen der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin, Bd. 19)
- Eichhorn, W. (2009): Zur Verschlingung von Formationsprozessen. In: Herrmann, J. (Hg.): Menschheit und Geschichte – Zwischen Eiszeit und Zukunft. Berlin, S. 111-122 (Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin, Bd. 102)
- Eichhorn, W.; Küttler, W. (Hg.) (2008): Was ist Geschichte. Aktuelle Entwicklungstendenzen von Geschichtsphilosophie und Geschichtswissenschaft. Berlin (Abhandlungen der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin, Bd. 19)
- Engels, F. (1968): Engels an Conrad Schmidt, 12. März 1895. In: Marx, K.; Engels, F.: Werke. Bd. 39. Berlin, S. 430-434
- Flach, G.; Fuchs-Kittowski, K. (Hg.) (2008): Ethik in der Wissenschaft. Die Verantwortung der Wissenschaftler. Berlin (Abhandlungen der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin, Bd. 21)
- Goertz, H.-J. (Hg.) (2007): Geschichte. Ein Grundkurs. 3. rev. u. erw. Aufl. Reinbek b. Hamburg
- Hagner, M. (Hg.) (2001): Ansichten der Wissenschaftsgeschichte. Frankfurt am Main
- Herrmann, J. (2009): Geschichte – Naturgeschichte – Klimatischer Wandel. Regionale und interkontinentale Auswirkungen auf die frühe Menschheitsgeschichte. In: Herrmann, J. (Hg.): Menschheit und Geschichte – Zwischen Eiszeit und Zukunft. Berlin, S. 159-181 (Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin, Bd. 102)
- Hobsbawm, E. (1994): Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts. München
- Hobsbawm, E. (1998): Wieviel Geschichte braucht die Zukunft. München.
- Hörz, H. (1994): Selbstorganisation sozialer Systeme. Ein Verhaltensmodell zum Freiheitsgewinn. Münster/Hamburg
- Hörz, H. (2007): Wahrheit, Glaube und Hoffnung. Philosophie als Brücke zwischen Wissenschaft und Weltanschauung. Berlin
- Jaeger, F.; Rüsen, J. (1992): Geschichte des Historismus. Eine Einführung. München
- Jäger, K. (2009): Klimawandel und Besiedlungsgeschichte in Mitteleuropa während der Nacheisenzeit. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin, Bd. 100, S. 81-131

- Jordan, St. (2008): Zur politischen Relevanz von Geschichtsschreibung heute. In: Eichhorn, W.; Küttler, W. (Hg.): Was ist Geschichte. Aktuelle Entwicklungstendenzen von Geschichtsphilosophie und Geschichtswissenschaft. Berlin, S. 295-308 (Abhandlungen der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin, Bd. 19)
- Küttler, W. (2008): Geschichtsdenken im Umbruch. Zur Theoriefrage in der Geschichtswissenschaft nach dem „Jahrhundert der Extreme“. In: Eichhorn, W.; Küttler, W. (Hg.): Was ist Geschichte. Aktuelle Entwicklungstendenzen von Geschichtsphilosophie und Geschichtswissenschaft. Berlin, S. 309-330 (Abhandlungen der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin, Bd. 19)
- Küttler, W.; Rösen, J.; Schulin, E. (1994): Geschichtsdiskurs. Bd. 2: Anfänge des modernen historischen Denkens. Frankfurt am Main
- Laitko, H. (2008): Wissenschaftsgeschichte – Faszination der großen Erzählungen und Reiz des Singulären. Trendimpressionen. In: Eichhorn, W.; Küttler, W. (Hg.): Was ist Geschichte. Aktuelle Entwicklungstendenzen von Geschichtsphilosophie und Geschichtswissenschaft. Berlin, S. 267-294 (Abhandlungen der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin, Bd. 19)
- Lambrecht, L.; Tjaden, K. H.; Tjaden-Steinhauer, M. (1998): Gesellschaft von Olduvai bis Uruk. Soziologische Exkursionen. Kassel (Studien zur Subsistenz, Bd. 1)
- Lanius, K. (2005): Weltbilder. Eine Menschheitsgeschichte. Leipzig
- Lanius, K. (2009): Wie viel Geschichte braucht die Zukunft? In: Herrmann, J. (Hg.): Menschheit und Geschichte – Zwischen Eiszeit und Zukunft. Berlin, S. 7-43 (Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin, Bd. 102)
- Lytard, J.-F. (1987): Der Widerstreit [1983]. München
- Marx, K. (1959): Das Elend der Philosophie [1847]. In: Marx, K.; Engels, F.: Werke. Bd. 4. Berlin, S. 63-182
- Marx, K. (1969): Thesen über Feuerbach [1845]. In: Marx, K.; Engels, F.: Werke. Bd. 3. Berlin, S. 5-7
- Mocek, R. (2008): Biologie und Geschichtsphilosophie. Anmerkungen zu einem geschichtsphilosophischen Dauerthema. In: Eichhorn, W.; Küttler, W. (Hg.): Was ist Geschichte. Aktuelle Entwicklungstendenzen von Geschichtsphilosophie und Geschichtswissenschaft. Berlin, S. 139-158 (Abhandlungen der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin, Bd. 19)
- Schultz, H. (2009): Die kulturalistische Wende. Eine kritische Bilanz. In: LIFIS ONLINE – Internet-Zeitschrift des Leibniz-Instituts für interdisziplinäre Studien e.V. (LIFIS). – URL: http://www.leibniz-institut.de/archiv/schultz_19_11_09.pdf
- Sokal, A.; Bricmont, J. (1999): Eleganter Unsinn. Wie die Denker der Postmoderne die Wissenschaften mißbrauchen. München
- Tjaden-Steinhauer, M.; Tjaden, K. H. (2001): Gesellschaft von Rom bis Ffm. Ungleichverhältnisse in West-Europa und die iberischen Eigenwege. Kassel
- Weber, M. (1982a): Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis [1904]. In: Weber, M.: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Hg. v. J. Winckelmann. 5. Aufl. Tübingen, S. 146-214

- Weber, M. (1982b): Kritische Studien auf dem Gebiet der kulturwissenschaftlichen Logik, II. Objektive Möglichkeit und adäquate Verursachung in der historischen Kausalbetrachtung. In: Weber, M.: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Hg. v. J. Winckelmann. 5. Aufl. Tübingen, S. 266-290
- White, H. (1992): Die Bedeutung der Form. Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung. Frankfurt am Main
- Wollgast, S. (2009): Naturwissenschaft und Glaube. Eine aktuelle Besichtigung. In: LIFIS ONLINE – Internetzeitschrift des Leibniz-Instituts für interdisziplinäre Studien e.V. (LIFIS). – URL: http://www.leibniz-institut.de/archiv/wollgast_15_06_09.pdf

[24.04.10]

Anschrift des Autors:

Prof. Dr. Wolfgang Küttler
Seefelder Str. 40
D – 13053 Berlin
w.kuettler@arcor.de